

Felicitas Hoppe

## Vergissmeinnicht

Vom Bleiben und Verschwinden im digitalen Zeitalter

»Ich bin dann mal weg!« Davon träumt im Sommer kurzfristig jeder. Aber auch der Sommer hält längst nicht mehr, was er verspricht. Sommerpause, Sommerfrische, Sommerhäuser und Sommergäste – das alles ist, falls es jemals mehr war, inzwischen schöne Literatur geworden. Dort allerdings, in der Nische des Schönen, haben die alten Fantasien vom guten bürgerlichen Leben nach wie vor Hochkonjunktur.

Denn sie beflügeln unseren Wunsch nach dem richtigen Dasein, unsere Vorstellung von Freiheit und Atemholen, von Eigenleben und Privatsphäre, unseren Glauben daran, es wäre noch möglich, einfach die Läden herunterzulassen, sich aus dem Staub zu machen, um ans Meer, in die Berge, ins Umland zu verschwinden. Endlich ungestört sein, kurzfristig für nichts und niemanden erreichbar, sich den wirklich wichtigen Dingen widmen.

Aber wer weiß schon, was wirklich wichtig ist? In einer Gesellschaft, die bei permanentem Unterwegssein permanente Aufgeregtheit und Erreichbarkeit pflegt und weder Sommer- noch Schlupflöcher kennt, sind wir immer zu Hause und immer weg, überall und nirgends zugleich. Eine märchenhaft magische Dauerpräsenz, die sich ständig entzieht, zugleich aber ständig sichtbar sein will, immer auf Sendung und Empfang. Schließlich wollen wir teilen, was wir erleben, und wenn das nicht geht, wollen wir immerhin mitteilen können, wohin wir gerade unterwegs sind, was wir dabei erleben und fühlen und dass wir ein schönes Bild dabei abgeben.

So verständigen wir uns von Land zu Land, von Strand zu Strand und geben ständig nervöse Signale aus, wie gut es ist, endlich mal weg zu sein und dass wir das besser als andere können. Denn der Mensch,

also auch der Sommerfrischler, neigt nun mal seiner Natur nach dazu, sich nicht nur gern zu vergleichen, sondern auch permanent in Erinnerung zu rufen.

Die mittlerweile im Aussterben begriffene Gattung der Postkarte legt rührendes Zeugnis davon ab, dass das nicht neu ist. Allerdings waren das andere Zeiten, als man Ansichten noch per Hand verschickte, Postkartenbilder von Stränden und Häusern, deren Fenster man mit kleinen Kreuzchen markierte: Hier wohne ich. Inzwischen braucht Echtpost einfach zu lange, weshalb wir simsens, mailen und twittern. Nur die Botschaft bleibt immer dieselbe: Ich bin zwar weg, aber immer noch da. *Vergissmeinnicht.*

Das Vergissmeinnicht, eine Pflanzengattung aus der Familie der Raublattgewächse, verdankt seinen schönen Namen vielleicht einer deutschen Sage aus dem Mittelalter, in der die Pflanze den lieben Gott einstmals bat, sie in seiner Ewigkeitsrechnung nicht ganz zu vergessen. Dabei setzte sie auf ihre blauen Blüten, die an die Augen frisch Verliebter erinnern, weshalb Vergissmeinnichte gern als Liebes- und Treuebeweis verschenkt wurden. Grund ihrer Sorge war vermutlich ihre Unscheinbarkeit, die rasche Vergänglichkeit ihrer Blüten, ihr allzu leichtes Abbrechen, also die Angst vor menschlicher Treulosigkeit. Aber weil das Vergissmeinnicht sich von selbst aussät, kann es gar nicht verschwinden, selbst für den Fall, es sollte bei Gott in Vergessenheit geraten.

Inzwischen hat sich die *Das Recht auf Vergessenwerden* botanische Landschaft verändert. Vom Vergissmeinnicht ist eher selten die Rede. Nicht die Angst, vergessen zu werden, sondern die Angst, erfasst und gespeichert, womöglich

sogar bespitzelt, also rund um die Uhr erfasst zu werden, und nicht nur im Guten, sondern vor allem im Schlechten, greift mehr und mehr um sich. Die Angst, dass das Gedächtnis an uns, dokumentiert in Bildern und Tönen, wie bedeutungslos und flüchtig auch immer, einfach nicht mehr zu löschen sei, weil unsere Festplatten alles auf immer speichern und auf Lebenszeit (wenn nicht darüber hinaus), Auskünfte über uns geben werden, die kaum auf eine Postkarte passen.

So leben wir hin- und hergerissen zwischen dem nostalgischen Wunsch der Erinnerung und dem ängstlichen Gegenwunsch, bei Bedarf lieber doch aus dem Netz zu verschwinden, bevor wir ein falsches Bild von uns abgeben. Aber solange Dabeisein alles ist, ist der Konflikt nicht zu lösen, sondern wird durch den Wunsch nach Kontrolle ersetzt. Wir wollen selbst entscheiden, was von uns bleibt und wann wir lieber vergessen werden wollen.

Der Rechtswissenschaftler Viktor Mayer-Schönberger hat dazu einen Ansatz geliefert, der 2011 von der Europäischen Kommission aufgegriffen und in Form einer Datenschutz-Grundverordnung in die Waagschale geworfen wurde. In der Begründung des Verordnungsentwurfs heißt es: »Jede Person sollte [...] ein *Recht auf Vergessenwerden* [besitzen], wenn die Speicherung ihrer Daten unter Verstoß gegen die Verordnung erfolgt ist. [...] Um dem *Recht auf Vergessenwerden* im Netz mehr Geltung zu verschaffen, sollte das Recht auf Löschung so weit gehen, dass ein für die Verarbeitung Verantwortlicher [...] die Pflicht hat, Dritten, die diese Daten verarbeiten, mitzuteilen, dass eine betroffene Person die Löschung von Links zu diesen Daten oder von Kopien oder Reproduktionen dieser Daten verlangt ...«.

Es geht also um mehr als bloß Urlaubsgrüße. Es geht um den Schutz von Persönlichkeitsrechten, um das Große und Ganze, oder, wie wir heute zu sagen pflegen, um Big Data, jenes mysteriöse Zauber-

wort, das seit geraumer Zeit durch die Medien geistert. Dem überforderten Verbraucher und Sommerfrischler, der nicht weiß (und vielleicht gar nicht wissen will), welcher öffentliche Abgrund sich hinter seinem privaten Bildschirm verbirgt, ist es auf magische Weise Schrecken und Verheißung zugleich.

Während die einen vehement vor einer totalen Kontrolle persönlicher wie staatlicher Daten warnen, von Datensorgfalt und -sparsamkeit reden, werden die anderen nicht müde, Big Data als unverzichtbar zu preisen. Dabei geht es nicht nur um das Recht auf Information und Pressefreiheit, sondern auch um unseren Wunsch nach Selbstoptimierung und medizinischem Fortschritt, der uns ewiges Leben verheißt, selbst für den Fall, dass Gott uns vergessen sollte.

Vorausgesetzt, dass wir wirklich glauben, hier sei eine freundlich ordnende Hand am Werk, der jeder Fortschritt zum Guten ausschlägt. Doch was, wenn die Geister, die wir rufen, tatsächlich nicht wieder loszuwerden sind? In einer Gesellschaft von Datensammlern und Datenjägern, deren Hunger unstillbar ist und die jede Form scheinbar unproduktiver humanistischer oder literarischer Reflexion durch technizistische Kombinatorik ersetzt, lohnt es sich wieder, Goethe zu googeln und seinem Teufel das Wort im Mund umzudrehen: »Ich bin ein Teil von jener Kraft, die stets das Gute will und stets das Böse schafft.«

Höchste Zeit also, nach einer Gattung Ausschau zu halten, die weniger blauäugig ist, kein Vergissmeinnicht, das zum lieben Gott will, *Googles Sinn für die Ewigkeit* sondern einfach nach einem neuen Namen verlangt: Vergissmich zum Beispiel. Das *Vergissmich* oder auch *Löschmich* genannt, könnte Pate für den »digitalen Radiergummi« stehen, der uns von der Überfülle der Daten befreit, damit allerdings bloß jenem Prozess voraus-eilt, der eines Tages in jedem Menschenleben ganz von Natur aus eintreten wird:

Wir werden dement und verschwinden.

Wir verschwinden. Auch jenem magischen Fortschritt zum Trotz, von dem das Märchen schon seit Jahrhunderten weiß, dass er immer beides zugleich ist, Segen wie Fluch. Denn das Märchen hat alles vorweggenommen, womit wir heute, wie selbstverständlich, immer und überall operieren, im Krieg wie im Frieden: das Passwort und die Geschwindigkeit, die Siebenmeilenstiefel und den fliegenden Teppich. Überall und nirgends zu sein. Und das Scheitern der Menschen an großen Wünschen.

Was für eine Befreiung das digitale Sommerloch wäre! Einmal im Jahr, sagen wir mal, von Mitte Juli bis Ende August, würden sämtliche Daten, Bilder, Worte und Werke kurzfristig aus dem Netz verschwinden. Und tatsächlich: Seit das Gesetz auf den Weg gebracht ist, sind bei Google allein aus Deutschland zehntausende Anträ-

ge eingegangen, die ihr Recht auf Löschung eingeklagt haben. Stattgegeben wurde bis dato immerhin der Hälfte von ihnen.

Für Zweifler die gute Nachricht zum Schluss: Das Recht auf Vergessenwerden bringt nichts zum Verschwinden, denn verloren geht gar nichts, gelöscht wird de facto kein einziger Eintrag, er wird nur verschoben und woanders gespeichert, auf einer unzugänglichen Bank, auf die nur Kenner des Zauberworts Zugriff haben. Denn auch Google hat Sinn für die Ewigkeit. Schließlich geht es ums Eingemachte, ums Große und Ganze, um die gute alte Idee des Archivs, um den Wunsch, das Diesseits zum Jenseits zu machen, an das keiner mehr glaubt. Und um die Angst vor dem letzten Sommerloch.

Übrigens völlig unbegründet: Schließlich schuf Gott ein *Vergissmeinnicht*, das sich ständig von selbst aussät.



#### Felicitas Hoppe

ist Schriftstellerin und lebt in Berlin. Seit 1996 veröffentlicht sie Erzählungen, Romane, Kinderbücher und Essays. 2012 wurde sie für ihr Werk mit dem Georg-Büchner-Preis ausgezeichnet.

[hoppebuero.kontakt@gmail.com](mailto:hoppebuero.kontakt@gmail.com)

*Hanjo Kesting*

## Wenn es nur Dunkelheit gäbe, wäre alles klar

Vor 25 Jahren starb Samuel Beckett

Als Samuel Beckett am 22. Dezember 1989 starb, widmete die französische Tageszeitung *Le Monde* ihm volle acht Seiten ihres Feuilletons. Deutlicher hätte nicht werden können: Obwohl nie ein Autor des großen Publikums, war Beckett eine Jahrhundertfigur, ein Säulenheiliger der Literatur im 20. Jahrhundert – seine strenge, asketische Erscheinung, nicht anders als die Strenge und radikale Einfachheit seiner Bücher, lassen das Wort vom »Heiligen« in diesem Fall besonders angemessen erscheinen.

Waren Kafka, Proust und Joyce die sakrosankten Namen der ersten Jahrhunderthälfte, so gehörte die zweite Hälfte Beckett allein – kein anderer Schriftstellername steht gleichrangig neben dem seinen. Mit ihm ging die literarische Moderne zu Ende. Joachim Kaiser schrieb damals im Nachruf der *Süddeutschen Zeitung*: »Samuel Beckett ist der größte Dichter unserer Zeit. Er war der Poet unserer Finsternisse, der vollkommen aufrichtige, unbeirrbar, unbestechliche, bildmächtige, strenge und witzige Visionär.«